Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 71 (1962)
Heft: 5

Artikel: Tagebuch von Oujda
Autor: Steinmann, Beatrice
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-548145

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

TAGEBUCH VON OUJDA

Von Beatrice Steinmann

Oujda, Marokko, den 10. Mai 1962

Wer hätte gedacht, dass ich so rasch zurück könnte, nach Nordafrika, zu den mir so ans Herz gewachsenen algerischen Flüchtlingen? Vor wenigen Wochen erst hatte ich auf eigene Faust eine Reise nach Tunesien und in die dortigen Grenzgebiete zu den Flüchtlingen unternommen. Seit meiner ersten Reise mit drei Kollegen im Jahre 1959, als die ersten Flüchtlinge wie eine grosse Woge in die beiden Nachbarländer schwemmten, kam ich nie mehr ganz vom Gedanken an das herzzerreissende Elend, das wir angetroffen hatten, los, und ich wusste, dass es allen so ging, die damals dabei gewesen waren. Plötzlich, in den unwahrscheinlichsten Augenblicken, tauchten ihre dunklen, fragenden Augen und ihre magern Gesichter auf. Wenn es bei uns einwinterte, wussten wir, dass es, entgegen der allgemeinen Vorstellung, auch drüben in Nordafrika kalt war. Dann mussten wir an den eisigen Wind denken, der durch die aus Zweigen und Feldsteinen erbauten Gourbis und die dünnwandigen Zelte der Flüchtlinge pfiff, an den Regen, der durch die Dächer rann und auf die Flüchtlinge tropfte, die auf dem nackten Boden schliefen, in die einzige Decke gehüllt, die man ihnen hatte geben können.

Aber wir wussten auch, dass die Liga der Rotkreuzgesellschaften, und in deren Dienst ganz besonders viele Schweizer, nun seit Jahr und Tag dort unten im Dienste der grossen Hilfsaktion für die Flüchtlinge standen und dass sie das Menschenmögliche taten, um diese durch die schweren Jahre zu bringen. Wie schwer diese Arbeit war, darüber gaben wir uns längst keinen Illusionen mehr hin. Es brauchte eine fast unwahrscheinliche Mischung von Idealismus und Nüchternheit, von unbeugsamem Willen, sich durch alle Widerstände hindurchzubeissen, und Anpassungsfähigkeit zugleich, von Härte einerseits und Nachgiebigkeit anderseits. Nein, dort unten war nichts leicht. Das Flüchtlingsdasein nicht und die Arbeit mit den Flüchtlingen auch nicht, aber ich wollte wieder einmal darüber schreiben, weil mir schien, man dürfe dies alles doch nicht ganz vergessen. So fuhr ich nach Tunesien.

Der Liga-Delegierte in Tunis half mir weiter, so dass ich wieder in die Grenzgebiete in die Berge hinauf konnte, wo die Flüchtlinge noch immer in weit verstreuten kleinen Ansiedlungen lebten; diese Gebiete waren aber noch immer nur mit einer speziellen Bewilligung betretbar.

Es war ein schönes Erlebnis. So arm und so unvorstellbar dürftig für schweizerische Verhältnisse das Dasein der Flüchtlinge auch war, so schauten sie doch ganz anders aus als vor drei Jahren. Dank der regelmässigen, wenn auch knappen Ernährung, dank den Zuteilungen, Milchküchen und Dispensarien, sahen sie nun gesund und kräftig aus. Man begegnete plötzlich vielen lachenden Kindergesichtern — damals, im Sommer 1959, haben wir niemals auch nur ein einziges Kind lachen gesehen.

Trotzdem lag unverkennbar eine Spannung über den Flüchtlingen. Diese Menschen der Erde sind sonst so ruhig, dass man es spürt, wenn irgendetwas sie aufwühlt. Dicht gedrängt hockten sie um die kleinen Radioapparate und lauschten wie gebannt den Meldungen über den nahenden Waffenstillstand. «Noch immer nichts... sagten sie,... vielleicht wartet man das Ende des Ramadan am 7. März ab?» Nun, es ging dann noch etwas länger. Noch fiebriger und gespannter als den Meldungen über die Entwicklung der politischen Lage lauschten sie allerdings den speziellen Flüchtlingssendungen, die zweimal wöchentlich durch den FLN gesendet wurden und in welchen ausschliesslich die auseinandergerissenen Familien sich suchten. «Beni Ahmed aus El Ma sucht seine Frau und seine Schwestern... Beni Ouassen aus Tlemcen sucht seine Mutter Farida... Mohammed aus Toustain sucht seinen verehrungswürdigen Vater und seine fünf Brüder... Ben Amar aus der Region von Tebessa sucht seine Frau Delilah und seine acht Kinder... sucht... sucht... sucht... wo sind... wer hat gehört von?...» und so endlos fort, während je zwei vollen Stunden. Aber nur selten leuchteten Augen auf. Man darf nicht vergessen, dass rund 2,2 Millionen Menschen aus ihren Heimstätten vertrieben worden waren und noch in den «Camps de regroupement» schmachten, dass ferner zwischen 250 000 und 300 000 Flüchtlinge in Tunesien und Marokko sich aufhalten, und wie viele Menschen der Krieg auf immer verschlungen hat, das weiss niemand.

Damals im März begannen die Delegierten der Liga der Rotkreuzgesellschaften die Repatriierung vorzubereiten, obwohl niemand wusste, ob der kommende Waffenstillstandsvertrag überhaupt Bestimmungen über die Repatriierung enthalten und ob man die Liga mit der Heimschaffung beauftragen werde. Das einzige, was man wirklich sicher wusste, war dies, dass die Flüchtlinge in ein zerstörtes Land heimkehren würden. Ihre Heimstätten waren zu 95 Prozent zerstört, die Brunnen waren zerfallen,

die Erde war verunkrautet oder der Wind hatte sie zerblasen. Konnte man ihnen drüben beim Wiederanfangen helfen?

Am 18. März fiel der Entscheid. Im Abkommen von Evian wurde bestimmt, dass alle Flüchtlinge vom 10. Mai bis zum 1. Juli zurückzukehren hatten. Für die Heimschaffung wurde eine «Commission tripartite centrale», eine Dreierkommission, bestimmt mit je einem Vertreter des französischen Hochkommissars, der algerischen Provisorischen Exekutive und des Hochkommissars der UNO für das Flüchtlingswesen. Bevor der Hochkommissar seine Mitwirkung zusagte, versicherte er sich der Mitarbeit der Liga der Rotkreuzgesellschaften.

Mitte April erteilte mir das Schweizerische Rote Kreuz den Auftrag, über die Heimschaffungsaktion Bericht zu erstatten. Und so flog ich nun, für diese Reportage, wieder einmal nach Oujda, der kleinen marokkanischen Stadt hart an der algerischen Grenze.

*

Aber eigentlich begann die Reportage schon in Toulouse. In Toulouse hatte das Flugzeug eine Panne und blieb ein paar Stunden unprogrammgemäss liegen. Wir standen herum und warteten und langweilten uns. Da, plötzlich kam ein Flugzeug aus Algier an. Ausser Fahrplan. Die vielen blutjungen französischen Soldaten, die mit einer gewissen Nervosität auf ihren Abflug nach Oran warteten, schauten die Ankommenden gespannt an. Niemand sprach. Die Ankömmlinge sahen erschöpft aus. Es waren in der Mehrzahl Frauen, vor allem junge Frauen, viele Kleinkinder, ein gutes Dutzend Säuglinge, ein paar alte Frauen und vielleicht zehn junge Männer. Alles in allem achtzig bis neunzig Personen. Die Ankommenden hatten steinerne Gesichter. Die Hostess rief: «Personen im Besitze eines Billetts links gehen, Personen ohne Billett rechts, bitte.» Genau drei Personen befanden sich im Besitze eines Billetts. Die meisten der Ankommenden wurden abgeholt.

Gewiss, die Ankommenden sahen alle ordentlich aus, gut gekleidet, gut genährt, mit saubern Gepäckstücken — und doch gab es kaum mehr einen Zweifel, dass sie die ersten einer neuen Flüchtlingswelle waren.

Dann wurden die Soldaten für Oran aufgerufen und eine halbe Stunde später auch wir mit «destination Oujda».

Nach dem langen Flug über Spanien und das Mittelmeer flogen wir in den Abendstunden über Algerien in das afrikanische Land ein. Still, und von oben gesehen in trügerischem Frieden, lag Oran da, umgeben von fruchtbaren grünen Feldern und Blütenbäumen. Und schon flogen wir über den verbotenen Zonen, einer grauen und braunen Hügellandschaft. Leer und wüstenartig verbrannt lagen sie da. Nirgends sahen wir die weissen Tupfen, die Schafherden andeuten, kein Gefährt kroch über die kleinen Strässlein, und die Gehöfte lagen tot da. Es war eine Landschaft, die langsam wieder der Wüste entgegensank. Zwischen Marokko und Algerien gibt es, ausser an den Strassenübergängen, keinen Grenzdraht. Und doch zeichnete sich jetzt im Frühling die Grenze zwischen Marokko und dem algerischen Niemandsland wie mit dem Pinsel gemalt ab. In Marokko begann sofort das bebaute Land. Grün und saftig lagen hier im fruchtbaren Teil des Landes die Korn- und Gemüsefelder. Ueber alle Wege zogen Menschen und Tiere zur abendlichen Tränke. In den kleinen Dörfern herrschte Gewimmel — drüben im Niemandsland war alles tot und still. Nur der Wind aus der Sahara ging darüber hin.

*

Trotz vierstündiger Verspätung meines Flugzeuges holte mich in Oujda der Schweizer Rotkreuz-Delegationschef Jürg Vittani ab. Auf der Autofahrt nach Oujda erklärte er mir die Situation. Die in Rocher Noir in Permanenz tagende Commission tripartite centrale setzt sich aus einem Vertreter des Französischen Hochkommissars, einem Vertreter der algerischen Provisorischen Exekutive und einem Vertreter des Hochkommissariates der UNO für das Flüchtlingswesen zusammen.

Die Kommission hat für die Durchführung der Repatriierung zwei Hauptquartiere bestimmt. Für Tunesien in Le Kef, für Marokko in Oujda. An beiden Orten wurde nach demselben Schema eine Subkommission ernannt.

Als auf Anfrage die Liga der Rotkreuzgesellschaften ihre Mitwirkung für die Durchführung der Repatriierung zusagte, wurde beschlossen, dem Vertreter des Hochkommissariates in der Commission tripartite einen conseiller technique, zu Deutsch einen Fachberater, beizugeben. In der Commission centrale von Rocher Noir ist dies unser altbewährter Eduard Reinhard, ein Berner, der bis dahin als Liga-Chefdelegierter die ganze Hilfsaktion für die algerischen Flüchtlinge in Marokko geleitet hatte, in der Subkommission im Kef der Belgier M. Erdmer, in Oujda unser Winterthurer Jürg Vittani. Für die Durchführung der Repatriierung hat man internationale Hilfsequipen angefordert — und just heute abend trafen die Liga-Mitarbeiter und die Equipenmitglieder sowie eine Reihe von Fachleuten sich zum ersten Male rund um den grossen Esstisch im Hotel Terminus.

Da trafen wir uns denn — vier medizinische Equipen — aus Schweden, Norwegen-Dänemark, aus Aegypten und Polen — bestehend aus zwei bis drei Aerzten und zwei bis drei Krankenschwestern oder Krankenpflegern, die Schweizer Vittani, Donatsch, Schüle und Schafroth (die alle ständig in der Liga-Delegation in Marokko arbeiten), die Herren Rich, Severi und Weinmann, ebenfalls schon «alte» Mitarbeiter, und schliesslich, eigens für die Repatriierungsaktion hergesandt, ein Delegierter aus Kanada, Mr. Morrison, und ein freundlicher Finnländer, M. Ratia. Es gab ein paar nette kleine

Begrüssungsansprachen von Vittani und vom Chef der Medizinischen Equipen, dem Schweden Dr. Maacaard. Und schliesslich plauderten wir in allen Sprachen der Welt, einschliesslich Schweizerdeutsch, munter durcheinander. Und doch, plötzlich, fiel mir auf: es war eigentlich gar keine so grosse Tischrunde, knapp drei Dutzend Personen sassen da, durch das gleiche Ziel vereint. Wenn die SBB an Weihnachten oder Ostern siebentausend Italiener durch Gotthard oder Simplon führen, gibt das eine Agenturmeldung, und es wird, mit Recht natürlich, auf die Leistung unserer Bahn hingewiesen. Aber... ihr steht ein ganzer technischer Apparat zur Verfügung, sie besitzt Fachleute, Telegraphen, Fernschreiber, eine Menge Rollmaterial. Und ihre Fahrgäste wollen nichts anderes, als bloss befördert werden. Aber hier sollen drei Dutzend Leute über hunderttausend Flüchtlinge repatriieren. Menschen, die man ernähren, sanitarisch untersuchen, impfen, mit Lebensmitteln versehen, mit DDT behandeln muss. Menschen mit Gepäck, mit Bettzeug, mit Eseln und Schafen, kurz mit ihrer ganzen Habe müssen durch vermintes Gebiet, über Pisten und seit Jahren nicht mehr befahrene Strassen in ihre Heimat geführt werden. Repatriierung... das liest sich so leicht. Und ist eine so schwere Aufgabe.

11. Mai 1962

In nebliger Morgenfrühe fuhren Vittani, der Kanadier Morrison, Declan Walton, der Vertreter des UNO-Hochkommissärs für das Flüchtlingswesen in Marokko, und ich hinaus nach dem kleinen Dorfe von Beni Drar, um dort einen Platz für die Errichtung eines Lagerplatzes zu finden. Die Flüchtlinge sollen durch ihre algerischen Organisationen in Listen zusammengefasst und dann in ein «Camp de départ» gebracht werden, wo sie die notwendigen Kontrollen durchmachen müssen und dann innert vierundzwanzig Stunden weiterspediert werden sollen. In die Heimat — aber wohin genau, wissen wir nicht. Diese Unsicherheit drückt uns. Noch mehr drücken uns die Nachrichten, dass drüben das ganze Gebiet noch stark vermint ist. In der Nähe von Beni Drar finden wir jedenfalls keinen geeigneten Platz für die Errichtung eines Lagers für fünfhundert Personen und wer weiss wieviele Tiere. Wir müssen bereits hinüber nach Algerien, ins Niemandsland. Und hier, in einer weiten, öden Landschaft, bei einem Brunnen, *Bled Souani* genannt, finden wir Platz. Er ist fast eben und das wichtigste: minenfrei. Die kleinen Gehöfte auf den Höhenzügen sind verfallen. Auch das Wasser im tiefen Brunnen ist zu knapp — man wird es in Zisternenwagen herführen müssen. Zwei Liter pro Person und Tag.

Vittani überträgt dem grossen, festen Morrison in seiner imponierenden Rotkreuzuniform den Aufbau des Lagers. Der ist solche Aufgaben durchaus gewohnt, denn er gehörte früher einmal als Berufsoffizier der kanadischen Armee an. Gelassen zählt er auf, was er alles brauche. Zelte — nun, die sind von vorneherein bewilligt. Dann haspelt er weiter: Feldbetten, Feldküchen, eine Telephonanlage, eine Lichtzuleitung, eine... Vittani unterbricht: Das haben wir alles nicht. Der gute Morrison ist so an amerikanisch-kanadische Perfektion und an unbeschränkte Mittel gewöhnt, dass er beinahe vom Schlag getroffen wird. Aber er beginnt das Lager abzuschreiten und steckt Pfähle.

Am späten Vormittag fuhren wir der «Commission tripartite centrale» entgegen, die erstmals aus Rocher Noir aufgebrochen, mit dem Flugzeug nach Tlemcen geflogen und nun auf der Strasse von Tlemcen per Auto nach Oujda kommen sollte. Seit Jahren ist über diese Strasse kein Auto gefahren.

Wir warteten lange. Das Land lag still — hier wurde vor wenigen Wochen noch geschossen. Beim verlassenen Fort lagen die zerfetzten Sandsäcke herum. Im Drahtverhau wehten ein paar verblichene Fetzen im Wind. Im öden Land stand eine Bretterbude. Auf ihre Wände war mit grossen Buchstaben gemalt worden: «Oui, ici la France!» Es war niemand mehr da.

Endlich sah man in raschem Tempo eine Wagenkolonne anfahren. Die Commission tripartite stieg aus. Unter den Ankommenden befand sich auch unser alter Freund Reinhard. «Hören Sie...», sagte er sofort, «... Sie sollten daheim ein bisschen weibeln, wir werden wieder Geld nötig haben, und Kleider, und vieles andere mehr. Die Flüchtlinge werden nämlich vor dem Nichts stehen...»

*

Am Nachmittag fuhr ich nach *Bled Souani* hinaus. Die Arbeit Morrisons hat ganz erstaunliche Fortschritte gemacht. Die mit ihm zusammenarbeitenden Algerier sind entzückt von dem Mann, der sie um Haupteslänge überragt und bereits fünfzehn Worte arabisch spricht. Man hat Zelte abgeladen und mit dem Aufstellen begonnen. Morrison musste überall selbst Hand anlegen, zeigen, wie man Pfähle einschlägt, Schnüre spannt, ein Zelt windsicher im Boden verankert.

Aber während man im schönsten Aufstellen ist, tauchen plötzlich zwei kleine französische Militärflugzeuge auf, stechen herunter, so tief, dass man ihre Bewaffnung sieht, steigen, stechen wieder... Es ist äusserst ungemütlich, denn schliesslich befinden wir uns in Algerien. Endlich drehen sie ab. Unsere algerischen Mitarbeiter sind bemerkenswert ruhig geblieben. Das komme oft vor, es seien nur Erkundungsflüge, und in letzter Zeit sei nicht mehr geschossen worden.

So arbeitet man denn bis zum Einnachten weiter. Da stehen 25 Doppelzelte, irgendwo wird an einer Latrine gegraben, und Morrison kann mittlerweile vierzig Worte Arabisch.

12. Mai 1962

Bled Souani nimmt langsam Gestalt an. Nun stehen die Doppelzelte für fünfhundert Personen. Es fehlen noch die Zelte für die sanitarischen Untersuchungen. Ein Bulldozer ist da und schneidet eine Piste aus, auf der die Camions unsere Flüchtlinge heranbringen sollen. Der Tag vergeht in mühseliger Kleinarbeit, und Morrison kämpft sich ab mit ungeübten Arbeitskräften. Aber in der Nacht wollen alle Arbeiter freiwillig draussen bleiben, um das kostspielige Zeltmaterial — sonst ist rein nichts da— zu bewachen. Morrison saust nach Oujda zurück, um Decken für diese Wächter aufzutreiben, denn die Nächte sind jetzt sehr kalt.

13. Mai 1962

Unsere ganze Repatriierung hängt noch immer schrecklich in der Luft. Wir wissen eigentlich nur, dass repatriiert werden muss und dass laut Vertrag die beinahe dreihunderttausend Flüchtlinge jetzt zurück müssen. Verträge müssen gehalten werden, und so hat man denn am 10. Mai — ich war nicht dabei — ein erstes Kontingent von hundertdreiundneunzig Flüchtlingen vom Bahnhof Oujda aus nach Tlemcen in Algerien spediert. Man nannte das eine «symbolische Aktion», mehr ein Zeichen des guten Willens für die Einhaltung der Verträge, als wirklich der Beginn der grossen Heimkehr. Es waren einfache Fälle.

Symbole sind etwas Schönes, und es wäre ja wunderschön, wenn dieser erste Transport auch zugleich ein Symbol des Friedens wäre. Aber so einfach liegen die Dinge nicht. Jedenfalls wissen wir nicht, was mit den Flüchtlingen drüben in ihrer armen Heimat geschieht, ob und wann die Liga der Rotkreuzgesellschaften sich auch dort wieder um sie kümmern muss. Wir wissen auch nicht, ob irgendwelche Sicherheiten für sie vorhanden sind, das heisst, wir wissen nur zu genau, dass diese Sicherheiten nur ganz relativ sind.

Vorläufig fehlt es noch an der Koordination mit dem unbekannten Drüben. Diesem Drüben, das dräuend hinter dem Stacheldraht des grossen «Barrage» oder irgendwo in den einsamen Weiten des Bled beginnt. Im Niemandsland, in dem nichts mehr gepflanzt wird und nichts mehr wächst, ausser den Kakteenhecken, die um die verlassenen und zerfallenen Gehöfte wuchern. Dieses Land ist noch voller Minen.

An die OAS wagen wir gar nicht zu denken. Aber wer viel mit Algeriern zusammenkommt, gewahrt die steigende Erregung, die Angst, spürt die fiebrige Stimmung. Noch hat der FLN seine Leute in der Hand. Aber täglich kommen die Greuelnachrichten über das Radio oder, weit schlimmer, durch unkontrollierbare Gerüchte zu uns. Unverkennbar, es gibt Flüchtlinge, die vor der Heimkehr Angst haben. Aber es gibt auch solche, die um jeden Preis heim wollen und bitten, dass man sie in die ersten Transporte nimmt. Ein Flüchtling erklärte mir, er habe noch seine Mutter, fünf Schwestern mit ihren Kindern, und er sei heute der einzige Mann der ganzen Familie. Er müsse nun wieder eine Unterkunft aufbauen, sein Land bearbeiten, für 27 Mäuler sorgen. «Ich muss wieder ganz vorne anfangen, aber das macht nichts, die Erde ist noch da . . .», sagte dieser kleine Bauer.

Die wenigsten unserer Flüchtlinge stammen ja aus den Städten Oran oder Algier. Sie kommen meistens aus den kleinen Dörfern und Weilern der «zones interdites». Und zwischen zehn- und fünfzehntausend sind Nomaden, die mit ihren Herden über die magern Steppen drunten im Süden ziehen oder überhaupt schon in der Grenzenlosigkeit der Wüste ihre flüchtige Heimat haben.

Wir müssen nun auf die Rückkehr von Vittani warten, der mit Reinhard und der Commission tripartite für zwei Tage tief nach Algerien hineinfuhr, um die Situation abzuklären.

Inzwischen fuhr ich mit dem Schweizer Ulrich Schüle einen Tag in seine Dispensarien. Schüle ist Krankenpfleger und klopft regelmässig seine weitverstreuten Dispensarien draussen im Bled ab. Sieben Stunden Fahrt mit dem weissen Ambulanzwagen über holprige Pisten voller Schlaglöcher und sechseinhalb bis sieben Stunden Arbeit an den Kranken, die sich zur ambulanten Behandlung in den Dispensarien drängen, dies gehört zur gewöhnlichen Tagesleistung hier unten.

14. Mai 1962

Noch immer wissen wir nicht, was geschehen soll, wie die Transporte organisiert werden, und was auf unsere Flüchtlinge drüben wartet. Die Dinge laufen hier nie so am Schnürchen, wie zu Hause im wohlgeordneten helvetischen Alltag. Manch einer, der in die Hilfsarbeit hier oder irgendwo in den Entwicklungsländern kam, biss sich beinahe die Zähne aus oder verlor den Mut, wenn er unter so andersgearteter Mentalität arbeiten musste. Niemals kann und darf man hier seine schweizerischen Masstäbe anlegen.

In der Morgenfrühe war ich in Bled Souani draussen. Wie ein Silberstrich sieht man von weitem jetzt das Lager im grauen Bled draussen liegen. Kommt man hinzu, so steht da eine ansehnliche Zeltstadt. Jetzt kam auch nach und nach das Sanitätsmaterial. Das schwedische Kinderhilfswerk «Rädda Barnen» hat mit dem Aufbau einer «Goutte de lait» und einer Suppenküche begonnen, damit die Flüchtlinge wenigstens einmal warm verpflegt werden können. Selbst kochen sollen sie der Feuergefahr wegen nicht.

In einer einzigen Nacht hat die französische Armee aus dem Landesinnern eine breite Piste zu uns hinaus vorgetrieben — auf dieser sollen die Flüchtlinge dann mit Camions nach Algerien hinein verfrachtet werden. Ich staunte ob dieser Leistung — Morrison, an andere Masstäbe gewöhnt, fand das nichts Besonderes.

Beinahe hätte ich heute früh vergessen, dass Bled Souani sich bereits im algerischen Niemandsland befand. Munter spazierte ich ein bisschen weiter ins Land hinein, um ein paar Aufnahmen zu machen, als mir plötzlich ein französischer Jeep mit zwei aufgeschraubten Maschinengewehren nachhoppelte. Das Gefährt bremste, ein Leutnant sprang heraus und erkundigte sich nach dem Ziel der «petite promenade». Bei Commander Morrison stellte sich der junge Leutnant vor, schlug die Hakken in beinahe preussischer Manier zusammen, es knallte durch das verstummte Lager. Was der junge Leutnant im gefleckten Kampfanzug zu sagen hatte, war knapp und klar. Es bestehe die Gefahr, dass «subversive Kräfte» (d. h. die OAS) die Flüchtlingstransporte oder sogar das Lager angreifen könnten. Die Armee nehme uns deshalb unter ihren Schutz. Soso! Alle lächelten freundlich. Der Leutnant grüsste wieder, schwang sich in den Jeep, und dieser holperte davon. Dann ging alles wieder an die Arbeit.

*

Endlich haben wir Bescheid. Vittani ist zurück und hat alle Equipen zusammengetrommelt. Es ergibt sich folgendes Bild: In Anbetracht der Minenverseuchung sind entlang der ganzen marokkanischen Grenze nur vier Uebergangsstellen vorgesehen. An diesen haben wir unsere «Camps de départ» zu errichten. Jedem dieser Camps entspricht drüben in Algerien ein Auffanglager, das von der französischen Armee in Zusammenarbeit mit dem Algerischen Roten Halbmond erstellt und betrieben wird. Auf unserer Seite ist das erste Lager Bled Souani. Es hat täglich 500 Personen abzufertigen, d. h. aufzunehmen, sanitarisch zu untersuchen, zu impfen, mit DDT zu behandeln, zu ernähren, die Zollkontrollen zu erledigen und innert 24 Stunden weiterzuspedieren.

Das zweite «Camp de départ» wird im *Militärspital von Oujda* errichtet, das allerdings betrübend primitiv ist. Dort sollen täglich tausend Personen für den Bahntransport ab Bahnhof Oujda vorbereitet werden. Das dritte Lager muss drunten bei *Berguent*, wo bereits die Wüste beginnt, errichtet werden. Die Flüchtlinge dort unten sind beinahe alle Nomaden. Der Himmel weiss, wie man die auffindet und ihnen die bevorstehende Repatriierung mitteilen kann. Das Auffanglager liegt in *El Aricha*, einem Wüstennest, das der Wüste diesseits der Grenze wie ein Wassertropfen dem andern gleicht, nur dass es hier überhaupt wenig Wassertropfen gibt.

Und schliesslich soll noch weiter unten, bei *Figuig*, das *Abgangslager Forthassa* errichtet werden. Die Flüchtlinge aus dem «Sud» sollen als letzte heimspediert werden.

Verantwortlich für *Bled Souani* bleibt *Morrison*, für *Oujda* die Herren *Donatsch und Schafroth*, für *Berguent Ueli Schüle* und für *Figuig* der kleine *Finnländer Ratia*. Auch die *medizinischen Equipen* werden aufgeteilt. Noch wartet man auf die Equipe aus Iran — diese soll aber nicht mehr hier in Marokko eingesetzt werden, sondern im Spital von Tlemcen. Da die Gefahr für die muselmanische Bevölkerung in den Spitälern von Oran zu gross geworden ist, müssen die Notfälle aus den verschiedenen Ortschaften jetzt nach Tlemcen spediert werden. In Tlemcen fehlt es an medizinischem Personal und Medikamenten.

Alles in allem ist Jürg Vittani recht zuversichtlich. Mit einem gewissen Neid berichtet er, wie gut die Auffanglager drüben eingerichtet sind. Dort fehlt es nicht an Material. Aber für die Armee war es auch einfacher, Material zu organisieren, als für das Rote Kreuz, das letztlich eben doch immer von Spenden abhängig ist.

15. Mai 1962

Heute früh fuhren Schüle und ich wieder dem Süden zu. Es war uns gar nicht wohl zumute. Walton hatte uns auf der Karte, südlich von *Berguent*, nahe an der Grenze, gezeigt, es gebe da ein Wäldchen, vielleicht sei es entmint ... Aber wo wir herum hörten, rieten sie uns von dieser Stelle ab. Die Minen ... Unsicherheit ... kürzliche Ueberfälle.

Am wenigsten erfreut von unserm Plan war der Kaid von Berguent. Es gebe hier herum doch so viel Platz, weshalb wir denn gerade dorthin wollten? Ach ja, Platz gab es unendlich viel. Der Kaid führte uns in einem Militärjeep, gefahren von einem Unteroffizier, hinaus in eine Gegend, in der es aussah wie bei Bidon 5 im Tanezrouft. Eine topfebene Steinwüste. Kein Grashalm im Wind und nirgends Wasser. Wasser gebe es weiter vorn, etwa fünf Kilometer entfernt, für Nomaden seien das keine Distanzen. Aber nach dem Kilometerzähler waren es dann doch fast neun Kilometer. Träge schlängelte sich ein Oued, ein Flüsschen, durch sein tiefgegrabenes Bett. Keine fünf Meter breit war der grüne Gürtel, der ihn einfasste.

Der algerische Vertrauensmann, der uns begleitete, schüttelte den Kopf: es gehe nicht. Zu wenig Wasser, zu wenig Weide, und überdies liege das Lager zu weit zurück im Hinterland. Die Nomaden seien schon in die Richtung Grenze aufgebrochen und befänden sich nun ungefähr zwanzig Kilometer von der algerischen Grenze entfernt. In ein Lager hier müsste man sie rückwärts führen.

Wir suchten weiter. Die nächsten beiden Plätze eigneten sich auch nicht. So blieb uns denn nichts anderes übrig, als die berüchtigte Piste gegen die Grenze einzuschlagen. Der Kaid schlug uns vor, mit dem weissen Ambulanzwagen voranzufahren. Auf unsere zweifelnden Gesichter erklärte er sofort, es sei nicht der Minengefahr wegen, man könne da wohl mit achtzigprozentiger Sicherheit garantieren. Aber vor zehn Tagen erst habe im Gebiet ein Ueberfall stattgefunden. OAS, als französische Soldaten verkleidet, haben eine grosse Schafherde abgetrieben und mehrere Frauen getötet. Vor dem Ambulanzwagen hätten sie wahrscheinlich Respekt und schössen nicht ...

So fuhren wir denn also. Leider entdeckte ich dabei wieder einmal, dass meine Anlagen zu furchtlosem Heldentum etwas unterentwickelt sind. Aber wir hatten Glück. Nicht nur, weil wir auf keine Mine fuhren, sondern weil wir nach ungefähr dreissig Kilometern draussen im unendlich scheinenden Halfameer plötzlich auf eine kleine Senke stiessen, in der ein grosser, einsamer Brunnen lag. Auf der Karte heisst der Ort bloss Point 411.

Punkt vierhundertelf wurde ein wunderbares Lager. Zwar lag es allen Winden preisgegeben da — und welche Winde sausten hier aus dem Süden daher! Aber das Wasser war gut und frisch, und es sah auch darnach aus, als ob es ausreiche.

16. Mai 1962

Ich wäre gerne noch einmal nach Punkt 411 gefahren, um beim Lageraufbau dabei zu sein und von der Wüste Abschied zu nehmen, aber ich musste nach Bled Souani, wo heute früh die ersten Flüchtlinge eintrafen. Zuerst zog eine Familie mit einem würdigen alten Mann, einer verhutzelten Frau, drei Töchterchen im Teenageralter, einem Säugling und einem überaus störrischen Esel ein. Der Greis wollte um keinen Preis vom Camion. Nach dem DDT, der ärztlichen Visite und der Verpflegung setzte ich mich zu ihnen. Sämtliche erwachsenen Söhne des Alten, vier an der Zahl, sind tot oder vermisst. Dann kam ein Transport, der uns allen ans Herz griff. Ein uralter, beinahe achtzigjähriger Mann, wurde von einer ganzen Schar von Frauen und Töchtern hergeleitet. Alle seine Söhne sind tot oder vermisst, geblieben ist von allen männlichen Nachkommen ein einziger vierjähriger Enkel,

den er keinen Augenblick von sich lässt. Die Frauen klammern sich hilfesuchend an den hilflosen Alten. Er sinkt zu Boden, Tränen stürzen aus seinen blinden Augen. Morrison findet das rechte Wort. In warmem Herzenston, den jedermann verstehen muss, bittet er einen der Französisch sprechenden Lagerarbeiter: «Sagen Sie unserem ehrwürdigen Vater, dass er sich unter Freunden befindet...» Der Mann übersetzt, die Tränen des Alten fliessen unaufhörlich. Wir sollen ihm versprechen, dass er drüben Ruhe und Frieden finde... wir können es nicht tun, und die Tränen fliessen weiter.

Und immer mehr Flüchtlinge, mehr Schicksale überschwemmen Bled Souani.

Am Nachmittag fand ich doch noch Gelegenheit, mit einem Transport nach Punkt 411 hinunterzufahren. Wir verloren nach Berguent den Einstieg in die Piste, mussten zum Kaid zurück und uns einen Führer geben lassen, aber schliesslich langten wir doch bei Ueli Schüle an. Der stand rot und verschwitzt in seinem Zeltdorf. Noch standen erst zehn Zelte — aber der Wind riss so sehr an den Zeltplanen, dass das Aufstellen eines jeden Zeltes eine unendliche Mühe erforderte. Bereits lagen den Pisten entlang die Zelte der Nomaden, die sich langsam dem Durchgangslager von Punkt 411 näherten. Hier draussen ist alles viel, viel mühsamer als in Bled Souani. Man hat nun verfügt, dass die Herden nachts, nur von wenigen Hirten begleitet, über die Piste nach El Aricha getrieben werden. Dies der Minen wegen. Bis zum ersten Transport wird man uns die Piste und je fünfzig Meter links und rechts davon minenfrei garantieren. Hoffentlich reicht das Wasser im Brunnen! Der Kaid meinte, es reiche. Die Nomaden zeigen Zweifel.

Wir arbeiten bis zum Einnachten weiter. Dann fahren Schüle und ich allein zurück — die Lagerarbeiter bleiben als Wächter und erhalten eine weisse Armbinde mit dem roten Halbmond — darauf drängten sie sehr. Denn ganz gemütlich ist

ihnen offensichtlich nicht. Unsere Nomaden finden, man sollte nachts nicht über die Strassen fahren. Auch in Berguent, wo wir zum letzten Male tanken, rufen sie uns etwas zweifelnd «bon courage» in die Nacht hinaus nach. Dann fahren wir. Ueber hundert Kilometer hinweg kein Dorf, kein Licht.

Nichts als schweigendes Land und ein riesiger Himmel voller Sterne.

17. Mai 1962

Heute früh fand der erste Transport ab Bahnhof Oujda statt. Schon im Morgengrauen begann der Zug der Flüchtlinge gegen den Bahnhof. Fahrzeuge jeglicher Grösse und jeden Alters weckten das verschlafene Oujda. Der Zug sollte um 7 Uhr abfahren.

Aber welch ein Gewimmel auf dem Bahnsteig! Familien, Frauen, Töchter, weisse Schleier, bunte Haiks, braune Djellabas, weinende Säuglinge, Männer, Knaben, Greise. Und dann dieses Gepäck! Stühle, die wir kaum mehr ins Brockenhaus geben würden. Kisten, Körbe, Strohmatten, Ballen, Kochkessel — und da, mitten drin, eine wunderbar saubere Blätzlidecke von so unzweifelhaft schweizerischer Herkunft, dass nur noch das Armbrustzeichen fehlte. Ja, man sieht es, unsere Blätzlidecken sind in Ehren gehalten worden. Völker, welche die Fabrikarbeit noch nicht kennen, haben vor der Handarbeit noch Respekt.

Die tausend Menschen des ersten Transportes versammeln sich langsam. Abgesehen vom Zug der kleinen «action symbolique» vor einigen Tagen, fuhr nun die erste grössere Zugskomposition nach Algerien hinein. Tausend Menschen konnten heim — nach jahrelanger Abwesenheit. Aber viele, die damals, Entsetzen in den Augen, hier im gastlichen Marokko ankamen, waren nun nicht mehr dabei. Die kleine Alte, die ich damals, halbgelähmt und halbverwirrt, im Centre von Oujda gefunden hatte, in einem lichtlosen Verschlag, in einem unglaublichen Durcheinander von Lumpen und faulendem Stroh, sie war nun nicht mehr dabei. Die einzige Frage, die sie damals hervorstammeln konnte, galt ihren Söhnen, den Töchtern und Enkeln, die der Krieg alle irgendwie verschlungen hatte. Sie war nun tot. Sie würde also nie mehr erfahren, ob irgendein Mitglied der Familie mit dem Leben davongekommen war und vielleicht die Zeit in einem der grossen «Camps de regroupement» des Landesinnern unter zwei Millionen Leidensgefährten überlebt hatte. Wenn ich an die unsichere Zukunft der Flüchtlinge denke, dann bin ich froh, dass sie ihren Frieden gefunden hat.

An diesem Morgen war es kalt — die Heimkehrenden hüllten sich fröstelnd in ihre Tücher. Endlich war es soweit. Der Zug pfiff. Hände winkten. Der Zug hoppelte langsam über die Geleise. Man winkte wieder — aber es war keine überschäumende Freude. Es war beinahe ganz still, und alle Gesichter waren ernst. Langsam verschwand der Zug um die Biegung. Vittani seufzte erleichtert auf. Dann ging es gleich an die Vorbereitung des nächsten Zuges.

*

Ich selber fuhr mit den Schweden des schwedischen Kinderhilfswerks «Rädda Barnen» nach Bled Souani ins algerische Niemandsland hinaus, wo in wenigen Stunden ebenfalls der erste Transport per Camion über die neue Piste nach dem Auffanglager von *Ferme Tiboul* abgehen sollte.

Es begann nun zu regnen, Nebel fiel ein, und auf der ziegelroten Piste im Niemandsland begann unser Wagen zu schleudern und zu schleifen wie auf Seife. Einmal mussten wir aussteigen und den Wagen aus dem Dreck ziehen, dann ging es weiter auf der Seifenstrasse. Wir begannen wieder einmal sehr einheimisch auszusehen.

In Bled Souani draussen standen fünfhundert Menschen im Regen und bis zu den Knöcheln im roten Schlamm — aber es war beinahe totenstill. Mit grossen Augen schauten uns die Wartenden an, einige mir bekannte Flüchtlinge grüssten mich ernst. Verloren sass der alte Blinde unterm Zelteingang. Ich merkte sofort, was los war — das ganze Lager war voll französischen Militärs. Nun, schliesslich waren wir in Algerien. Morrison sass allein in seinem Zelt und arbeitete an seinen Listen. «Was ist los?», fragte ich. «Nichts...», sagte er «...für mich ist der erste Transport übergeben, ich arbeite an dem von morgen.» Draussen stiess ich auf den kleinen Leutnant aus dem Jeep, der mich vor einigen Tagen so erschreckt hatte. «Was ist los?» fragte ich wieder. «Wir haben den Schutz des Transportes übernommen», sagte er nüchtern und fuhr fort: «Subversive Kräfte, die Ihnen ja wohl bekannt sind, haben mit Angriffen auf die Transporte gedroht... also übernehmen wir den Convoi!» «Ich dachte, die OAS sei nur in den Städten und nicht im Bled?» fragte ich. Der Leutnant blieb mir die Antwort schuldig, verbeugte sich korrekt und sagte: «Vous m'excusez... Madame!»

In diesem Augenblick sah ich die lange Postenkette der Paras und zwei kleine Panzerwagen, die überaus rasch in Deckung gingen. Unterdessen ging, tatsächlich und wahrhaftig, draussen am Rande von Bled Souani eine Zollkontrolle vor sich. Der marokkanische und der französische Zöllner arbeiteten gemeinsam und mit dem Diensteifer von bewährten Beamten. Die ganze Habe der Flüchtlinge wurde dieser Prozedur unterzogen. Dann kam, schwankend auf der tiefgefurchten roten Piste, der erste Transportcamion daher, um die Flüchtlinge abzuholen.

Und nun wurde aufgeladen. Militär und Gendarmerie halfen aufladen, rissen Frauen, Kinder, alte Männer, Gepäck, Ballen, Körbe, Wasserkrüge und sogar einen Esel auf die Wagen. Es wimmelte

von Uniformen aller Schattierungen. Auch von Waffen. Menschen und Waren wurden in die Wagen gefüllt, bis sie so eng gedrängt standen wie Sardinen oder Schlachtvieh. Dann wurden die Holzgitter hochgeschlagen und abgeschlossen.

Der Regen rann nun leise und gleichmässig, der Nebel wurde immer dichter, die Panzer und die Paras auf den Höhenzügen waren kaum mehr auszumachen. «Das vermindert die Gefahr, falls eine solche wirklich vorhanden ist...», sagte Morrison, der neben mich getreten war. Auf den allerletzten Wagen wurde mein alter Blinder aufgeladen. Ich hätte ihm gerne noch etwas gesagt. Aber dazu reichte mein Arabisch nicht aus, und die Gitter waren bereits hochgeschlagen. So warteten wir, und der Regen rann.

Endlich war es soweit. Langsam, unendlich langsam, begannen die Wagen zu fahren — vorbei an der losen Postenkette der Paras. Die französischen Jeeps begannen loszurattern. Die Flüchtlinge hoben abschiedwinkend die Hände. Aber man hörte kaum einen Ruf. Nur das Mahlen der Panzerwagen, die irgendwo aus ihren Tarnungen aufbrachen. Und dann verschwand Wagen um Wagen draussen im Bled, in Regen und Nebel, bis wir keinen mehr sahen. Mein Gesicht war ganz nass. Vom Regen. Dann verabschiedete ich mich zum letzten Male von Morrison, den Schweden und Bled Souani.

JENER KLEINE BAHNHOF, AN DEM NIE ETWAS GESCHAH

Von Ginette Bura

Der Glücklichste von allen war an jenem Morgen der Lokomotivführer. «Denken Sie doch... endlich, endlich wieder einmal ein Zug mit reisenden Menschen... der erste seit vielen Jahren... Nicht bloss Waren!»

Der Bahnhof? Jener von Oujda, einer kleinen Provinzstadt im Norden des marokkanischen Ostens, nahe der algerischen Grenze. Eine Stadt von hundertsechzigtausend Einwohnern, davon ein Viertel Flüchtlinge, ein kleiner Bahnhof ohne Geschichte, ruhig, ruhig, viel zu ruhig, ein Bahnhof, der nur während kurzer Augenblicke im Tage lebt: am Abend, wenn der Zug für Casablanca abfährt, und am frühen Morgen, wenn der ihn kreuzende Zug von Casablanca einfährt.

Das war natürlich vor dem Kriege anders, dem Kriege, der über sieben Jahre gewütet hat. Damals fuhren die Züge von Oujda weiter nach Algerien, sie fuhren auch nach Süden bis Colomb Béchar. Und dann, von einem Tag auf den andern, nur noch Waren.

Aber das wird sich heute ändern: 193 ungewohnte Touristen werden binnen kurzem den Zug besteigen: die ersten algerischen Flüchtlinge auf marokkanischem Boden, die wieder in ihre Heimat zurückkehren dürfen. Diese Abfahrt kennzeichnet ein wichtiges Datum, den Tag, an dem mit der Repatriierung der rund 225 000 algerischen Flüchtlinge in Marokko und Tunesien begonnen wird: es ist der zehnte Mai 1962.

Schon seit geraumer Zeit sprach man von dieser bevorstehenden Heimschaffung, die nun bald beginnen sollte. Das «Trottoir-Radio», das sicherste und rascheste Informationsmittel im Lande des Propheten, hatte die Nachricht überall verbreitet: in allen Quartieren von Oujda, in den Nachbardörfern, unter den Zelten, die auf dem Land aufgeschlagen waren: Hört! Es geschieht am 10., nein, am 20., vielleicht im nächsten Monat — auf alle Fälle aber bald.

Man sprach seit dem 19. März davon, also seitdem das «Ende Feuer» in Algerien bei den Flüchtlingen die ungeheure Hoffnung neu aufleben liess: der Krieg ist fertig, die Rückkehr ins Vaterland möglich!

Am 9. Mai nachmittags fanden sich Mohamed ben Mohamed, Mohamed ben Achmed, Achmed ben Mohamed und Achmed ben Achmed von etwas überall her am Sitze des Marokkanischen Roten Halbmondes in Oujda ein, wo sie sich der obligatorischen Pockenimpfung unterziehen mussten.

Darauf erhielten sie alle als «ausserordentliche Repatriierungsration» je 10 Kilogramm Getreide, einige Liter Oel sowie einen Zuckervorrat.

Am 10. Mai, von acht Uhr morgens an, folgt Camion auf Camion in immer kürzerem Zeitabstand und hält auf dem kleinen Platz vor dem Bahnhöfchen, an dem sich sonst nie etwas ereignet. Unter der brennenden Sonne steigen sie aus: die Mohamed, die Mustafa, die Yussef vom Vorabend